

Zeitschrift: Menschenrecht : Blätter zur Aufklärung gegen Ächtung und Vorurteil
Band: 9 (1941)
Heft: 12

Artikel: Eros Anadyomenos
Autor: Rausch, Albert H.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-564263>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

EROS ANADYOMENOS

Von Albert H. Rausch.

— Alfons Stidenkron fuhr nach Tisch mit Hjalmar Holk, der gerade aus Cannes gekommen war, auf der Ockstädter Straße den Wäldern entgegen. Noch lag das Land im Schnee, aber es hatte sich seit einigen Tagen jener Südwind aufgemacht, der plötzlich das Tauwetter heraufzuführen pflegt. Der Himmel, nur im Westen ein wenig aufgelichtet, lag von Wolken überzogen. Es schien, als ob es bald wieder schneien wolle.

Der Schlitten hielt am Eingang der Kapersburger Schneise. Sie begannen die Wanderung, während das Gefährt langsam wendete, um sie am Forsthaus zu erwarten. Der Duft der Fichtenäste, die, vom Schnee gebeugt, über der Mitte der Straße zueinander strebten, gab jedem Atemholen Kraft und Erquickung ... Sie gingen rüstig voran, denn sie wollten die Höhe vor der Dämmerung erreichen. Erst als sie durch lichteren Buchenwald zu den „Fuchsbäumen“ aufstiegen, mäßigten sie die Schritte. Hinter dem nahen Saume wob eine silbergrüne Klarheit, ein kühles Jenseits.

Schon dehnten sich Ebenen zur Seite und in ihrem Rücken. Schon zeichneten sich die Häusergruppen der Dörfer im dunstlosen Dunkel. Langsam gingen sie über die Höhe zum Forsthaus hinunter. Noch einmal umfing sie schwermütig-grüne Nacht eines Tannenwaldes. Milder, ferner Wind legte sich langsam in die Zweige ... Sie blieben stehen ... Sie lauschten ... witterten in die nahe Nacht ... Die erste Flocke streifte ihre Wangen ... Ein feuchter, matter Stern, folgte die zweite, und in wenigen Minuten sanken unzählige weiße Schnüre durch die grauen Lüfte auf die Äste, auf den Boden ... Immer größer, immer duftender die Helle ... Kaum konnte der Blick noch die nahen Stämme und Büsche unterscheiden, so eng zogen sich die Fäden zusammen. Nur die Helle wob weiter, bleich und kühl und ungewiß ...

— Ist es nicht wie ein unendliches Läuten? sagte Alfons.

— Ja ... Alles löscht aus im Läuten des Schnees ... Als ich ein Knabe war, liebte ich es, stundenlang mit flacher Stirn am Fensterkreuz zu lehnern und das Fallen der Flocken zu betrachten. Auch sang ich manchmal dazu. Etwas wie eine Melodie des Sinkens, sehr lang, sehr monoton und ohne Sinn.

Sieh, sagte Alfons, mit der Hand in die Runde weisend ...

Hjalmar hielt die Augen nach dem Boden gesenkt ... Flocke auf Flocke zerschmolz auf seinen Schuhen ...

— Ich weiß, sagte Alfons ruhig, daß ein jeder sein eigenes Leben und sein eigenes Schicksal erfüllen muß. Aber sofern ein menschlicher Wille darüber verfügt, zu geben und zu schenken, was ein anderer unbekannter Wille ihm zu eigen gab: so nimm mein Schicksal und siehe, was es dir bedeutet.

— Ich nehme es, sagte Hjalmar, so wie mein Wunsch es nahm, als ich dich im Herbst verließ ... Ich mußte warten auf diese Stunde, die sich nur so und nicht anders erfüllen konnte.

Ich rief dich nicht. Ich lockte dich nicht zu mir. Du kamst so frei, wie ich kam, nur aus dir. Und nur aus dir wirst du in meinem Leben bleiben. Denn es wird heute noch vieles zu sagen sein, was vielleicht eine Schwere auf dich legt, die ich dir nicht ersparen und nicht abnehmen kann ...

— Ich weiß es, sagte Alfons leise ... Ich selbst hätte dich gefragt, wenn du nicht gesprochen hättest ... Ein Windstoß bog die Tannenäste und wehte den Schnee auf die Erde. Etwas wie Duft von fernem Regen wehte vorüber und flog den Hügel hinunter ...

Sie brachen auf und gingen dem Forsthaus zu.

Sie waren die einzigen Gäste. Das Holz knackte in dem eisernen Kachelofen, auf einem runden Ecktisch, bei einem efeuüberzogenen Fenster brannte eine Stehlampe mit rotem Schirm ...

Als der Tee, den sie bestellt hatten, aufgetragen war, und die alte Försterin den Raum wieder verlassen hatte, sagte Hjalmar:

— Was sich heute zwischen dir und mir entschieden hat, entschied sich, in umgekehrter Form, vor zehn Jahren zwischen deinem Vater und mir. Du warst ein Knabe von acht Jahren ... Ich kann — und will — dir nicht das Werden dieser Freundschaft schildern, welche eine jener großen und seltenen menschlichen Bindungen war, die sich aus anderen Quellen ernähren und in anderen Formen erfüllen, als die Liebe eines Mannes zu einer Frau. Was einem Geist und einer Seele Heimat heißt, war mir, seit jenen Tagen, dein Vater: das einzige männliche Bildnis, das es jemals, außer dir, in meinem Leben gab. Er war mir Erfüllung und Beispiel. Ich war ihm Entlastung und Licht. Denn du weißt es selbst, daß seine Natur einsam und ohne innere Fröhlichkeit war. Er wollte sich schenken und wollte fröhlich sein: es gelang ihm nie. Die Gabe der Entäußerung fehlte in seinem Blut.

Das war es auch, was schon sehr früh, lange ehe ich nach London kam, das Leben deiner Mutter mühsam und voll Entsaugung machte. Sie liebte deinen Vater, verehrte ihn, wie selten eine Frau unserer Kreise den Gatten verehren kann ... und nahm die Kühle seines Wesens in körperlichen Dingen hin, solange sich die ganze Fülle seines inneren Reichtums in sie und ihre Unerfülltheit goß ... Und dies geschah bis zu dem Augenblick, als ich nach London kam. Da wandte sich das ganze Wesen deines Vaters so leidenschaftlich mir zu, so unbedingt, wie es nur bei unentäußerten Menschen möglich ist, und forderte so gebieterisch die Antwort, die es brauchte, daß von der Stunde an die Traurigkeit im Leben deiner Mutter beginnen mußte. Sie wußte sehr wohl, daß dein Vater ihr viel von dem gegeben hatte, was sonst ein Mann zu seinen Freunden trägt. Da sie aber eine Frau so hohen Verstandes war, hatte sie mit doppeltem Recht das „Mehr“, das sie im Vergleich mit anderen Frauen erhielt, als den natürlichen Ersatz für das hingenommen, was ihr an sinnlicher Erfüllung fehlte, und so das Gleichgewicht in sich und ihrer Ehe aufrechterhalten. Schwand nun diese ausgleichende

Kraft: so mußte eine Vereinsamung eintreten, die dieser Ehe die Berechtigung nahm und nach Befreiung von einer wesenlos gewordenen Form verlangte. Es lag nicht an mir, diese Entwicklung zu verhindern. Denn als der innere Zerfall der Ehe sichtbar wurde, als diese Frau, die an Beherrschung alles übertraf, was selbst ein männlicher Geist sich vorstellen kann, schließlich zum Sprechen kam, war es zu spät... Aber es wäre immer zu spät gewesen... Hätte ich mich von deinem Vater getrennt, als ich eben anfing, ihm eine Welt zu bedeuten, so wäre er in eine Erstarrung zurückgesunken, die auch deine Mutter nicht mehr hätte lösen können. Denn wenn sie auch als Geist und Seele hätte Antwort geben können: als Sinnbild — da sie Frau war — konnte sie niemals sein, was erst durch mich als höchste Erfüllung, als höchste Wahrheit in das Leben deines Vaters kam. In welche Tiefen dieses Erkennen führt und wie verschieden es von allem ist, was sich eine unwissende und verlogene Welt über Gewalten des Gefühls zurechtdenkt, die sie gar nicht begreifen kann: das magst du, wenn wir zurückgekehrt sind, aus einem Briefe ersehen, den mir damals dein Vater schrieb.

Erst nach zwei Jahren Schweigens, um deren Qual keiner von uns wußte, am wenigsten ich, sprach deine Mutter zu mir. Nicht zu deinem Vater. Sie kam eines Nachmittags in meine Wohnung und sagte, was sie nicht länger allein tragen konnte. Sie schloß das lange Gespräch ungefähr mit diesen Worten ab:

„Ich bin zu sehr von allen menschlichen Unzulänglichkeiten überzeugt, als daß ich mich jemals zur Richterin über Vorgänge der Seele oder der Sinne setzte, die ich aus meiner eigenen Natur heraus nicht beurteilen oder nachprüfen kann. Aber es lebt in mir ein so unwiderstehliches Bedürfnis nach Klarheit, daß ich es nicht ertrage, in der schweren und erdrückenden Luft verworrender Lebenszustände zu atmen. Ich habe lange gewartet, ehe ich zu Ihnen kam, ich habe mich mit der äußersten Strenge geprüft, die ein Mensch an sich selbst legen kann, ehe ich zu Ihnen sprach. Ich kam gewiß nicht, um zu vernichten, was unvernichtbar ist, da es innerem Bedürfnis entspringt; ich kam auch nicht, um ein Rad zurückzudrehen, das nach vorwärts rollt. Sie sind mir lieb, obwohl ich Sie als meinen Gegenspieler, als meinen Feind wider Willen betrachten muß: ich kam nur zu Ihnen, um die Möglichkeiten einer vorläufigen Lösung zu erwägen.“

Ich kam, um mich zu entlasten und mit Ihnen zu beraten, in welcher Form wir alle drei, ohne zu verkümmern, solange nebeneinander leben können, als für das Schicksal meines einzigen Kindes die Aufrechterhaltung dieser Ehe noch notwendig ist.“

Du verstehst, du siehst nach rückwärts, Alfons, welche Lösung ich deiner Mutter vorschlug: Mein Ruf nach Tokio — kam von mir selbst. Ich will es heute nicht mehr verhehlen, am wenigsten vor dir: das Opfer schien mir ungeheuer, fast unerträglich und umso schmerzlicher, als es nur eine äußerliche und scheinbare Entlastung bringen konnte. Ich zahlte es — zunächst — nur mit einer Summe von Zeit... Ich sagte mir, daß in ein, in zwei Jahren sich vieles ausgeglichen haben müsse und nur

der Augenblick der größten Gefahr die Aenderung verlange. Ich glaubte unbedingt an die Kraft deines Vaters, mir auch bei äußerer Trennung zu bewahren, was uns verband. Ja, ich erhoffte von dieser Trennung, was ich im letzten Herbst von unserer erhoffte und erhielt: Bestätigung — —

Aber das Unfaßliche geschah: das ganz und ewig Unfaßliche: dein Vater — vergaß mich. Nein, er vergaß mich nicht: aber er versank, als das äußere Bild geschwunden war, an dem sein Leben sich — vielleicht das einzige Mal — entzündet hatte, so sehr in seiner eigenen Einsamkeit, daß ihn keiner mehr erreichen konnte. Er wandte sich deiner Mutter nicht mehr zu, er fand nicht mehr den Weg zu mir, vielleicht warst du allein damals die letzte Zuflucht seines Herzens geworden...

So blieb ich in Japan und ging später nach Rio. Dort habe ich, vor nun drei Jahren, den letzten Brief deines Vaters erhalten; also fast zwei Jahre vor seinem Tod.

Dies alles, Alfons, wollte und durfte ich dir nicht sagen, solange du mir nicht ganz aus dir selbst die Antwort gegeben hattest, die ich brauchte: bejahend oder verneinend. Nun aber, da ich die Antwort deines unbelasteten Gefühles hatte: da zwischen dir und mir Klarheit herrschte, mußte ich auch vor dir dieses Gewesene noch einmal heraufrufen. Denn es darf nicht ein zweites Mal geschehen, daß sich Inhalte aneinander zermürben, die in keine Beziehungen gesetzt werden können, da sie ganz verschiedenen Wurzeln entspringen. Die Dinge, so wie sie geschichtet sind, verlangen von dir, im allerersten Anfang deines freien Lebens, eine außerordentliche Kraft des Unterscheidens und Standhaltens. Aber da du die Sinne und die Seele der Eschenröder hast und nur die geistigen Anlagen deines Vaters: so glaube ich an dich. In allen großen Neigungen stehen im Grunde die Wagschalen gleich. Du hälst nicht minder mein Schicksal in Händen als ich das deine. Du trägst keine geringere Verantwortung als ich.

— Ich trage sie auch nicht schlechter als du, ergänzte Alfons mit fast tonloser Stimme... Laß mich ein wenig allein sein... Ich gehe die Straße nach Pfaffenwiesbach zu — —

Als er nach einer halben Stunde zurückkam, waren seine Züge ruhig und ausgeglichen wie immer.

— Du hast recht, sagte er. Es darf nicht zum zweitenmal geschehen, daß Inhalte aneinander zermürbt werden, die aus verschiedenen Wurzeln sprießen. Aber davon, Hjalmar, kann keine Rede mehr sein. Es handelt sich nur noch darum, eine große Gleichung aufzulösen... Ueberlasse mir die Aufgabe... Die andere Gleichung, die es vor einem Jahre in dieser großen Wirrnis noch gab, hat der Tod gelöst...

Als sie aufbrachen, hatte es aufgehört zu schneien. Rein und mild streifte die dunkle Luft ihr Gesicht. Alle Büsche des Gartens und die Dächer der geduckten Gebäude schliefen in den weichen Decken, unbekümmert und fast mit einem Lächeln... Und alles Land ringsum schlief auch, die Dörfer und Gehöfte, der Fluß und die Ebene, die weiten, alten Tannenwälder mit den

vergessenen Schneisen und die fernen Berge, über denen es manchmal, am Abend, in unbegreiflichen Feuern aufflammt — — *

Alfons stand vom Flügel auf und setzte sich in den Sessel am Fenster. Hjalmar lehnte am Schreibtisch und las den Brief, den ihm vor sieben Jahren Georg Stidenkron geschrieben hatte:

„Zwei große Dunstkreise menschlicher Ausstrahlung und menschlicher Sehnsucht lagern über unserer Welt: der des Weibes und der des Mannes. Das äußere Zeichen des Geschlechtes bestimmt nicht, zu welchem dieser Kreise ein Mensch gehört und zu welchem er hinstrebt. Nur Eros, dem Geschlechte so übergeordnet wie die Moira dem Willen der Götter, Eros, der sich ebenso oft der Mittlerschaft des Geschlechtes bedient als er sie verschmäht, bestimmt die Anlage und die Richtung der menschlichen Sehnsucht. Es ist nicht wahr, daß die im Geschöpf der Art sichtbar werdende Zeugung das einzige Ziel der Natur sei. Menschliche Vermessenheit hat es unternommen, bedingt zu deuten, was unbedingt im Grenzenlosen lebt. Wenige Menschen nur haben den Irrtum zerschlagen und ihr Dasein befreit. Sie haben gewußt, daß geschlechtliche Tat nur eine Möglichkeit des Ausdrucks, nicht einen Teil des Wesens bedeutet: daß sie nur ein Mittel ist, in dem sich Grundstoff austauschen kann, nicht muß. Deshalb ließen sie gelten, was durch geschlechtliche Tat blühen wollte, ohne es jemals in die Fesseln einer armseligen Ordnung zu spannen, noch dem leibhaft zeugenden Zwecke dienstbar zu machen. Sie wußten:

Solange noch Dinge des geschlechtlichen Lebens, welche immer es seien, mit Dingen der inneren Gesittung vermengt oder verwechselt werden: solange es noch „Fragen des Geschlechtes“ gibt, welche mehr menschliche Wesen angehen als die beiden, die sich in einer der unzähligen Arten des Austausches durch das Geschlecht verbinden, ist eine Welt in ihren Wurzeln krank und dem Sinn der Gottheit fern.

Ich muß hier — im Unterschied zu dieser Gegenwart — an die Welten des hellenischen Bildungskreises denken. Gibt es wirklich Leute, die zu behaupten wagen, die Griechen seien das Volk der gleichgeschlechtlichen Liebe gewesen?

Die Griechen waren ein Volk, das nicht minder dem Drang der äußeren Zeugung lebte, als hundert andere Völker. Aber sie maßten sich nicht an, Eros durch Phallos zu meistern oder an ihm zu messen. Denn sie hatten den sechsten Sinn, der sie sehend machte, wo andere blind blieben. Deshalb auch lag das Schwergewicht ihrer Kultur in der männlichen Seele. Dem Eros dieser Seele hatten die Kalokagathia, die gesinnungsmäßige und körperliche Vollkommenheit, und der Agôn, der aus ihr erwachsende edle Wettstreit unter vornehmen Männern, ein unendliches Gebiet eröffnet und ihm eine Schwungkraft verliehen, neben der das Leben einer nur um die Sippe, um den empfangenden und gebährenden weiblichen Schoß aufwachsenden Volksgemeinschaft dürtig erscheint. Es gibt auf der westlichen Welt heute keinen Staat, der sich von dieser Mittelmäßigkeit — die einer Abhängig-

keit vom Weibe gleichkommt — freigemacht hätte: und je mehr sich ein Volk seiner „Jugend“, seiner „Unverbrauchtheit“ röhmt, um so dumpfer lebt es in der Knechtschaft mißverstandener Geschlechtlichkeit als Ganzes und in jedem einzelnen seiner Angehörigen.

Nur in wenigen, die, gesammelt und zur Herrschaft berufen, vielleicht allen Formen der menschlichen Gemeinschaft eine große Freiheit und Schönheit zu geben vermöchten, lebt das unverfälschte Erbe der edleren und reichereren hellenischen Welt.“

Hjalmar faltete die Blätter zusammen und legte sie auf den Schreibtisch.

— Ich möchte hinausgehen, sagte Alfons. Sieh, wie schön und hell die Nacht ist.

Hjalmar schaute zwischen den beiden dunkelblauen Hyazinthen, die in Gläsern auf dem Simse blühten, in das Weben der Mondnacht. Er öffnete das Fenster. In jäher Welle floß die Tau- luft in das Zimmer. Es tropfte von einzelnen Zweigen. Große, lichte Wolken liefen vom Gebirge herüber. — — —

Stimmen der Welt über die Freundesliebe

„Es ist mir leid um Dich, mein Bruder Jonathan!
Ich habe große Freude und Wonne an Dir gehabt.
Deine Liebe ist mir köstlicher gewesen denn Frauenliebe!“

Aus dem Alten Testament.

* * *

„Euer Freund ist die Antwort auf Euren Mangel. Er ist Euer Feld, das Ihr säet mit Liebe und erntet mit Danksagung. Und er ist Euer Tisch und Eure Feuerstelle.

Ihr kommt zu ihm mit Eurem Hunger und Ihr suchtet bei ihm **Frieden**. Wenn Euer Freund seine Meinung sagt, so fürchtet Ihr nicht das „Nein“ in Eurer eigenen Meinung, noch haltet Ihr zurück mit dem „Ja“. Und wenn er schweigt, so hört doch Euer Herz nicht auf, zu lauschen seinem Herzen. Denn ohne Worte werden in der Freundschaft alle Gedanken, alle Wünsche und alle Erwartungen geboren und geteilt in beifaloser Freude.

Wenn Ihr von Eurem Freunde scheidet, so leidet Ihr nicht. Denn was Ihr am meisten in ihm liebt, mag klarer sein in seiner Abwesenheit: wie der Berg dem Bergsteiger deutlicher wird aus der Ebene. Es sei kein Ziel in der Freundschaft, es sei denn in der Vertiefung des Geistes. Denn Liebe, die anderes sucht als die Enthüllung ihres eigenen Geheimnisses, ist nicht Liebe, sondern ein ausgeworfenes Netz und nur das Unnütze wird gefangen.

Gebet aber das Beste in Euch Eurem Freunde; wenn er kennen muß die Ebbe Eurer Gezeiten, so lasset ihn auch ihre Flut kennen. Denn solltet Ihr Euren Freund suchen, um Stunden totzuschlagen? Suchet ihn nur: um Stunden zu leben. In der Süße der Freundschaft sei Lachen und gemeinsames Vergnügen, denn der Tau kleiner Dinge erfrischt das Herz.“

Aus dem Indischen.